

Den Herrn im Hause.

Humoristischer Roman von Heinrich Volzrat Schumacher.

Eine Viertelstunde später sah Sojias Androw sehr freudig mitten in seiner Stube und starrte unverwandt durchs Fenster nach dem Schlosse hinüber. Er konnte allerdings nur die Fenster der Küche von hier aus erblicken, aber schon das gab seinen Gedanken einen Halt.

Er wartete. Auf den da draußen — — — Allein zurückgeblieben hatte der Freiherr lange Zeit bewegungslos auf demselben Fleck gestanden und ins Feuer gefarrt. Und auf seinem Gesichte hatte sich deutlich das Kommen und Gehen und das Streiten der verschiedensten Gedanken abgepiegelt, die ihn bewegten. Endlich fuhr er entschlossen auf.

„Zum Henker!“ murmelte er. „Ich bin's ihm schuldig. Daran ist kein Zweifel; und darum — es muß auf eine anständige Weise geschehen. Besonders, nachdem ich ihm so sehr die Thüre geöffnet.“

Als er den Frack und die von Mias stinken Hände künstlich gestifte Weste angelegt hatte, legte er sich nachdenklich auf das Kanapee und sah auf die Uhr.

Es war noch viel zu früh. Der da draußen machte sicherlich noch sein Mittagsschlässchen. Außerdem — in der Dämmerung würde es bedeutend leichter sein, man war dann nicht so sehr gezwungen, sich gegenständig ins Gesicht zu sehen. Sojias freilich braunigte sich wohl nicht davor zu scheuen; er war der Sieger. Aber der Weste!

Ein unangenehmes Gefühl stieg in Sojias auf. Er verließ das Kanapee und ging langsam in den Park zu seinen Rosen.

Hier war der Schauplatz des letzten Kampfes gewesen. Hier hätte von rechts wegen auch der Friede geschlossen werden sollen. Rodius war ja bereit, doch Sojias fehlte. Und es ging doch nicht an, daß Rodius auf die Mauer flühe, um Sojias herbeizurufen, wie dies in früheren Zeiten oftmals geschehen war. Sojias würde dann langsam Schritt für Schritt zu ihm herankommen und er würde ihn erwarten müssen — petentlich im höchsten Grade.

Wieder stieg jenes unangenehme Gefühl in Sojias auf, um ihn nun nicht mehr zu verlassen. Es geleitete ihn, wohin er auch ging, um über die Zeit bis zum Abend hinwegzukommen. Ja, es wurde härter und härter. Und vergebens suchte er es zu analysieren. Es war nicht Furcht vor der Demüthigung, die er im Begriffe stand, sich selbst aufzuwerfen, es war auch nicht Reue wegen seines muthigen Zurückweichens vor den Konsequenzen seiner Prinzipien, ebenso wenig Trauer über den Verlust seiner Illusionen. Er wußte nicht, was es war.

Erst als er Fräulein Schmidt am Hofthor vorübergehen sah, in der einen Hand ein mächtiges Butterbrot, in der anderen einen halb reifen, wahrscheinlich gekochten Apfel haltend und beiden tapfer zuzusprechen, wußte er's, was es war.

Hunger! Wieder sah er auf die Uhr. Er hatte noch eine halbe Stunde Zeit. In der Küche würde er schon etwas zu essen finden.

Gleich darauf war er dort. Aber er fand nichts. Lütte hatte den Schlüssel zur Speisekammer mitgenommen. Nur ein Topf mit Bratbutter stand in dem Gefäßdränken der Küche und in einem Körbchen lag ein Kanten harten, trocknen Brotes.

Sollte er in den Garten gehen, um wie Schneid's Fräulein unreife Äpfel essen?

Mechanisch bewegte er sich hin. Auf dem Wege lief ein Hübn vor ihm her. Eines von den kostbaren Cochinchina-Hühnern Frau Henriettes.

Ob diese Hübnern auch wohl in Abwesenheit ihrer Herrin Eier legten?

Der Freiherr dachte nicht an die weiße Weste, noch an den

Frack, während er die Weste inspicierte. Er fragte sich, ob er wohl noch inslande sein werde. Geheiter zu bereiten, wie er es in der Kleantanzzeit oft getan.

Vor allen Dingen galt es, Feuer anzuzünden. Es war nicht leicht. Das Heine Holz fiel immer in sich zusammen und die Flamme erlosch. Endlich gelang es democh.

Wieviel Butter zu vier Segeln erforderlich war? Vergessen grübelte Rodius über diese wichtige Frage nach, er konnte sich nicht mehr entsinnen. Na, ein Pfund würde postentlich genügen.

Es genigte vollaus. Die Eier schwammen lustig in dem brodelnden Buttersee umher. Rodius hielt die Flamme ein wenig über die Ringe des Herdloches empor. Die Eier würden dann nicht so leicht anbrennen, wie sie damals angebrannt waren.

Damals? Na, er war gerade so war's damals gewesen, nur daß da neben ihm auf einer Fußbank ein junges, lächelndes, rosiges Gesicht gekauert hatte, mit großen, sanften, glänzenden Augen und einem Köpfchen, umwozt von krausen, zierlichen Locken. Und hatte von Zeit zu Zeit lächelnd gerufen:

„Rodius, sie breunen an!“

Rodius hatte in jener Nacht jedoch seinen Namen absolut nicht von diesen roten, lässlichen Lippen hören wollen. Und um den anderen, den gelorderten, herrlichsten Namen war ein lustiger Streit entbrannt. Bis Rodius schon damals sein Herrentrecht durchgesetzt hatte. Wie nachher stets. Damals jedoch mit weichen, lösenden Worten. Dem damals —

Sie hatten die Nacht in Ellenbrind zubringen sollen. Erst für den folgenden Tag war die Ueberlieferung nach Hobenbüch festgesetzt worden. Rodius hatte sich nicht daran gefehrt. Heimlich hatte er sein junges Weib in den Schlitzen gepackt und heidi war's gegangen die fünf Stunden Entfernung durch die stille, sternengleiche Nacht.

Auf Hobenbüch natürlich keine Menschenseele wach. Aber das war den beiden gar herrlich vorgekommen. Ganz leise hatte Rodius die Hintertür des Schlosses geöffnet und sein Weib mit einem kräftigen Schwunge über die Schwelle gehoben.

„Willkommen im neuen Heim, Frau Henriette von Rodiusdorf!“

Im dunklen Flur hatten sie dann lange gestanden, eng an einander geschmiegt; Mund auf Mund. Bis die junge Herrin sich sanft aus seinen Armen gelöst.

„Woran denkst du, Rodius?“

Er hatte gelacht.

„Es ist toll, es ist lächerlich!“ hatte er gesagt. „Aber es muß wohl die Folge der frischen Luft draußen sein, ich denke, Henriette, daß ich Hunger habe!“

„Hunger?“

„Versch mir, Henriette, aber...“

Nun hatte auch sie gelacht.

„Da ist nichts zu versorgen, Rodius; denn... ja die frische Luft!... es ist wahr, auch ich habe Hunger!“

Das war Frau Henriettes Einzug auf Hobenbüch gewesen, und da, auf der Fußbank neben dem Herde hatte sie nachher geiffert und zugegessen, wie Rodius die Gezeiger bereite. Denn morgen erst begann ihre Herrschaft in der Küche, heute war Rodius von Rodiusdorf nach Herr im Hause. Und da war's gewesen, daß sie gerufen hatte:

„Rodius, sie breunen an!“

„Nenne mich nicht, Rodius, Henriette! Nenne mich, mein lieber Mann!“

Es hatte lange gedauert, bis er es von ihr erlangt hatte. Doch endlich hatte sie sich zu ihm hinaufgehoben und es ihm in's Ohr geflüstert, das wonnige Neue:

natur fände, welche das Werk den übrigen Schätzen unserer deutschen Uebersehungskunst würdig anreichte!

Franz Vizt im Umzuge mit Vorentaten. Ueber Franz Vizt giebt Alalbert v. Goldblamid, der Komponist der sieben Töschinden von Robert Hamerling, folgende Charakteristik, die wohl kaum für glaubhaft halten würden, wenn nicht der Name des Erzählers für die Wahrheit seiner Darstellung bürgte. Goldblamid sagt u. a.: „Er war eine merkwürdige Natur, der Art, eine Doppelnatur. Er konnte die Hofluft nicht ertragen, und dennoch war er von einem unbändigen Stolz den Großen gegenüber. Sie hatten ja einen heillosen Respekt vor ihm. Wenn Cerentissimo ihn beachtete, freudete er ihm in aller Unterwürigkeit eigenhändig den Wein in goldenem Pokal. Wenn Cerentissimo aber in mustafälligen Dingen eine Meinung äußerte, die Vizt nicht gefiel, genierte er sich nicht, Cerentissimo über den Mund zu fahren. So verhielt er sich auch gegen andere Fürstlichkeiten, es war ihm ganz gleich, ob Kaiser, ob König. Ich weiß mich zu erinnern, daß ein sehr hoher Herr in Vizt's Gegenwart mich fragte, ob ich eine eben erschienenen Broschüre eines österreichischen Landmannes gelesen habe. Ich mußte dies verneinen. „Dann sollten Sie sich doch schämen“, erwiderte der hohe Herr scharf. Da fuhr Vizt aber auf. „Er braucht sich gar nicht zu schämen. Ich habe sie auch nicht gelesen und schäme mich auch nicht. Man braucht nicht die Broschüren aller Leute gelesen zu haben...“ Wenige Minuten vorher war er gegen denselben regierenden Fürsten von Kovalitz übergefallen. Wo es sich nun gar um mustafällige Dinge handelte, da hielt er sich auf einen so hohen Standpunkt, daß die höchsten Herren nicht an ihn heranzutreten konnten. Hier bin ich Herrscher! Ich bin es ihnen anzusehen zu wollen. Er gab auch nicht viel auf mustafällige Empfehlungsrüchliche Personen, er ignorierte sie oft geradezu.“ Wenn alle deutschen Künstler, Dichter und Denker so empfinden wollten, statt oft mit wahrhaft schwindelerregender Kraft dem Phantom eines für sie ganz wertvollen Lebens oder Professortitels nachzujagen, so stände es besser um Würde, Ansehen und auch Leistung der deutschen Kunst!

Ein neues Beispiel für die Macht der Volksfage.

Vor etwa zwölf Jahren — so berichtet H. v. Schulenburg im „Bär“ — stellte mir in Schleien ein wendischer Bauer vorläufig folgenden mit: „In Potsdam, im königlichen Park Sanssouci, liegt ein Kisch in der hinter einem hohen, steinernen Thor. Auf dem Thorbogen ist ein Adler, der in seinem Schnabel eine große, vergoldete Schlange hält. Wenn einst ein kühner Reiter es wagen wird, mit seinem Pferde dort über den dreißig Fuß hohen Thorbogen zu springen, dann wird er die schlafende Erbe in's nächste erlösen. Dies haben mir Bürger von Potsdam erzählt.“ Der Erzähler diente nämlich vor mehr als 20 Jahren beim ersten Garde-Infanterie-Regiment in Potsdam. — Da ich genau dieses Näheres über die Verhältnisse erfahren wollte, fuhr ich in diesem Frühjahr eines Tages nach Potsdam, um selbst im Volke Nachforschungen anzustellen, und da erfuhr ich denn, daß das, was Sanssouci-Kisch heißt, hat, dazwischen zutreffend, und die Verwünschung in Volkstheorien Potsdam's allgemein bekannt ist. Die schlafende Jungfrau, um die es sich handelt, ist die Nachbildung eines klassischen Kunstwerkes, nämlich der schlafenden Ariadne, die auch im alten Museum zu Berlin als Gipsabguss unter der Bezeichnung „Ariadne, Madrigal“ aufgestellt gefunden hat. Sie befindet sich im Park von Sanssouci hinter einem großartigen Thorburgang und ist in Potsdam bei den Leuten unter drei Namen bekannt, nämlich als „verwünschtes Prinzessin“, als „Mormorprinzessin“ und als „schlafende Jungfrau“. Warum sie verwünscht ist, wußte niemand zu sagen, aber wenn jemand zu Pferde dreimal über das Thor springt, ist sie erlöst. Manche Leute, wenn sie vorbeigehen, schlagen ein Kreuz, und in den Schalen erzählen sich die Mädchen davon. Es soll auch ein Pfäffli darüber geben. Oben auf dem Thore“ sieht man als Gebilde von Erz einen Adler, der eine Schlange gefaßt hält: wie man mir auch einmal sagte, sei es der Zerkel, den die Schlange beißt. Ob zu dieser Meinung ein gewisses trostlosesartiges Gebilde oben an der Thortante Veranlassung gegeben hat, in dem man allenfalls ein Wesen mit Armen und Beinen erkennen kann, lasse ich dahingestellt. Jedenfalls hat sich hier im Park von Sanssouci in neuerer Zeit, inmitten einer großen Stadt, die Sage von einer Verwünschung gebildet und festgesetzt, und zwar im Anschluß an ein Kunstwerk aus dem alten Rom, das selbst wieder keine Anregung gewonnen hat aus der allegorischen Sage und eine Gestalt der griechischen Volksfage darstellt. Wir ersuchen hieraus auch für unsere Zeit noch die lebensvolle Macht und Bedeutung der Volksfage.

Der weiße Zar. Ueber den Ursprung des den Monarchen Rußlands so oft gegebenen Titels „Weißer Zar“ macht der „Brandstiftungswissenschaft“ folgende Mitteilung: Serbenheim macht zuerst in seinem 1566 erschienenen Werke „Korum moscovitarum commentariis“ Gebrauch von diesem Titel, der bereits 1566 in einem Dokument des Wladya der Mogai-Zatzen vorkommt. Nischkow, ein Historiker aus dem vorigen Jahre

hundert, legte diesem Titel eine russische und nicht orientalische Herkunft bei; in den arabischen Chroniken käme er nicht vor. Bei den Mongolen bedeutete Weiß soviel wie edel, alt, unabhängig. Dieser Sinn sei wohl in die russische Sprache übergegangen. Andererseits wurde Rußland schon seit langem „Weiß“ genannt, wie Altaius (weißes Rußland), Alt-Baidalob („Weißer Zar“). Nach der Meinung einiger Historiker rührte das von den weißen Kleidungsstücken her, die im 14. und 15. Jahrhundert an den Höfen der russischen Großfürsten im Gebrauch waren; später wurde Moskau „Weiße Stadt“ wegen seiner weißen Mauern genannt. Keramsin behauptet, daß „Weißes Rußland“ von Jwan III. im orientalischen Sinne als „großes und altes Reich“ gebraucht wurde. Später verließ diese Bezeichnung West-Rußland infolge Emolens; gegenwärtig werden nur die Gouvernements Woiwoden und Woiwods so genannt. Der Titel „Weißer Zar“ der Monarchen Rußlands ist seit langem in China im Gebrauch.

Die Macht der Einbildung. Rußland, der ausgezeichnete amerikanische Naturforscher, gab eines Tages, nachdem er kurz zuvor einer Missions-Visioner zerlegt, ein Essen, zu dem er eine zahlreiche und angenehme Gesellschaft geladen hatte. Sein Haus und alles in demselben zeichnete sich durch Feinheit und Geschmack aus. Seine Gäste kamen. Die Tafel lag förmlich aus und schmückte von Silber, Kristall und China-Vorzellan, und das Mahl begann mit einer ausgezeichneten Suppe. „Wie finden Sie diese Suppe?“ fragte der Doktor, nachdem er mit seinem eigenen Teller an Ende war, „was neben ihm sitzenden bekannten Persönlichkeiten. „Wahrhaftig sehr gut“, war die Antwort, „Schidfrühenuppe, nicht wahr?“ Ich frage nur, weil ich kein gutes Fett darin finde.“ Der Doktor schüttelte den Kopf. „Ich finde, sie hat einen Geschmack, der mich fast an Mojchas erinnert“, sagte ein anderer, „nicht unangenehm, aber eigenartig.“ „Alle Mitgänger haben diesen Versuch“, erwiderte Rußland, „der Altman besonders — den ich diesen Morgen leerte, und von welchem Sie eigenem Teller haben.“ Alle Gäste gerieten in Bewegung; alle erblühten. Ein kaltes Tugend erhob sich sofort von der Tafel, zwei oder drei stürzten aus dem Zimmer, und nur jene, die einen besondern „guten“ Magen hatten, blieben bis zum Ende der ausgezeichneten Tafel. „Sehen Sie, was die Einbildung vermag“, sagte Rußland. „Säte ich Ihnen bemerkt, daß es Schidfrühe sei, oder Flüssigfrühe, oder Wogelnerfrühe, Sie würden sie alle ausgezeichnet gefunden haben, und Ihre Verdauung wäre die beste gewesen.“ So mächtig ist das Vorurteil. „Aber war es wirklich ein Alligator?“ fragte schließlich ein Dame. „Ach, nicht doch, ein ganz guter Kalksoßkopf war es, nichts weiter“, antwortete der beräthete Gelehrte.

Es geht doch nichts über den Stuhl! Frau Laura Marholm — oder vielmehr Frau Sanjinal! die Stils- und Gedankenschriftlerin, deren wir schon einmal gedacht, zeigt sich nenerdings in der „Post“. Mit folgenden Worten: „In dem Aufsatze der herzensfreundlichen, nördlich angehauchten, wolkensicht streitbaren Dame über „Paul Seyje als Liebeschreiber“ heißt es u. a.: „Es giebt noch eine andere Novelle, wo das Unfrommenmüßige zugleich unberührt und ihm das Herzblut ausgegossen ist... Eine dritte heißt „Unvergessbare Worte“, eine Geschichte aus der Gegenwart, und schildert den Wurm in im Inkommoden und in dem dem Mann ungenießbar macht.“ 100,000 Markt Belohnung demjenigen, der diesen „Wurm im Inkommodenmüßigen“ entdeckt, auf daß er nach der Bestandsstellung in Chicago baume! Er würde hier sicherlich das allerschöne Müßigen erregen.

Gut gewohnt. Na, hat sich die neue Dogge, die du angeschafft hast, schon an dich gewöhnt?“ „Vortrefflich, sage ich dir. Ihr früherer Besitzer mag jetzt gar nicht mehr wegen des Kaufpreises zu mir zu kommen, den ich ihm schuldig geblieben bin!“

Galgenhumor. Vater (zu seiner ältlichen Tochter, die während des Waldes wieder wenig Beachtung gefunden): „Du bist so niedergeschlagen, Mathilde — ich will zur Aufmunterung eine „Wende Cliquar“ holen.“ — Tochter: „Ach, Papachen, ein deutscher Wintter wäre mir lieber!“

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

* In der uns soeben zugegangenen 2. Lieferung des im Verlage von F. A. Brodhagen in Leipzig erscheinenden „Wanderbuches „Orientreise des Großfürsten Thronfolgers von Rußland“ führt der Verfasser, Fürst A. G. Stojitski, zuerst die Schilderung des Besuches beim Kaiser Franz Joseph in Wien an Ende; es folgt darin nicht an bemerkenswerthen politischen Streitigkeiten. Von Wien ging die Fahrt nach Triest, von wo ein künftliches russisches Gesandener die Heiden nach Griechenland führte. In Griechenland ist es vor allem das durch die Opferwilligkeit des deutschen Reiches neu erstandene Olympia, welches die Heiden anzieht. Eine ausführliche Schilderung ist in der 3. Lieferung zu erwarten.

Druck und Verlag von Otto Genschel in Halle a. d. S.



„Mein lieber Mann!“
 Währenddessen waren sie wirklich angebrannt gewesen. Aber die Weiden hatten darüber gelacht und jeden Hunger vergessen. Da auf der Fußbank hatte sie geessen, und da, gerade da, wo nun das Wasserfaß stand, hatte Rodus vor ihr auf den Knien gelegen und ihre schlante, schmiegsame Gestalt in seine Arme geschlossen und —
 Und es war ihm, als säße sie jetzt wieder dort, daß er die Arme ausbreite, sie um Frau Henriette zu schlingen, und daß er die vier Segeier und die Pflume voll zerlassener Butter in das Herdloch ausgöb.

Eine tageshelle, zischende Flamme schlug empor bis zur Decke. Mit einem gewaltigen Sprunge rettete Rodus sich in die Mitte der Küche. Trotzdem war sein Frack wie seine weiße Weste beif mit unzähligen glühenden Butterfleckchen.
 „So ist es damals allerdings nicht gewesen!“
 Er rief es unwillkürlich laut und dachte nicht an das gefüllte Wasserfaß, das auf der Stelle stand, auf welcher er damals gekniet hatte, sondern rannte mit der Pfanne zum Brunnen, sie zu füllen, dreimal, viermal. War die Pfanne noch glühend, daß das Wasser sofort verdampfte, oder hatte er sie verkehrt unter den Brunnenauf gehalten, mit dem rüsigen Boden nach oben — es gelang ihm nicht, auch nur einen Tropfen in das Feuer zu bringen. Und dieses hatte sich der Papierfassung am Rande des Rauchfangs bemächtigt und war an dieser entlang zu der weißen Tischgardine am Fenster gelaufen. Die Küche stand in Flammen und sein Tropfen Wasser war da außer an Rodus' Frackhöfen, die voll und schwer herabhängen und ihm bei jedem Schritte gegen die Beine klatschten. In einem solchen Aufzuge den Besuch bei dem da drüben machen — unmöglich!

Es war der erste klare Gedanke, den der Freiherr zu fassen vermochte. Dann kam ihm der zweite. Es würde doch wohl nötig sein, „Feuer“ zu rufen. Aber er kam nicht dazu.
 „Um Gotteswillen, Rodus“, rief ihn eine Stimme an, als er wie wahnsinnig fortwährend auf die Pfanne löspumpte, „was ist passiert?“
 Herr von Nohndorf fuhr zusammen. Der da drüben war's, Jofias' Nohndorf, um Frack! Hatte er letzteren angelegt, um ihm lösen zu helfen?
 „Die Segeier!“ stammelte er verwirrt. „Und das Pfund Butter . . .“
 Jofias war schon in der Küche.
 „Und da willst du mit Wasser . . .“ rief er. „Sand, Rodus, Sand!“
 Der Freiherr warf die Pfanne fort und, während Jofias die Fenstergardinen herabrief und ihr Feuer erlosch, rannte er zu dem großen Sandfaßen im Hofe, um gleich darauf mit einem Arm voll Sandes zurückzutreten.
 „Es war kein anderer Behälter vorhanden“, entschuldigte er sich verlegen, „und da . . .“
 Eine Viertelstunde später war das Feuer erloschen und wiederum eine halbe Stunde darauf fuhr Rodus, Freiherr von Nohndorf, im Wohnzimmer der Wälsche dem da drüben gegenüber und sprach dessen frisch bereiteten Segeiern und dem Osterspaier Rothpohr topfer zu.
 „Aber Bitte wird mich vermissen!“ hatte er der Einladung des Müllers entgegengekehrt.
 „Die Bitte?“ hatte Jofias lachend erwidert. „Wetten wir, daß sie gar nicht erst nach Hanje geht, sondern direkt hierher kommt? Die hat eine feine Nase — Minerva und Klaro sind Stümper dagegen!“ (Schluß folgt.)

Der Dämon des Hauses.

Novelle von Karl Wartenburg.

Es waren ein junger Mann und eine junge Frau, die sich in dem mit prunender Eleganz eingerichteten, von einer behaglichen Wärme erfüllten Wohnzimmer an einem kalten Februarmorgen des vergangenen Jahres beim Frühstück gegenüberließen und auf langen Papierstreifen schrieben und rechneten.
 „Bist du fertig, Heinrich?“ fragte endlich die junge Frau, sich emporrückend, „ich komme nicht ins Klare mit meiner Rechnung.“
 „Lächle sie heiler,“ ich war schon in der Schule nicht stark im Zusammenzählen.
 „Dafür bist du desto stärker im Abziehen, liebe Ada,“ antwortete ihr Mann in einem eigentümlichen Tone und mit einem Lächeln, das im Zweifel ließ, ob sein Wort ein Scherz oder — eine leichte Ironie, ein Wortwitz war.
 Aber nein, ein Wortwitz war es nicht; denn seine Augen ruhten mit einer schwärmerischen Bärtlichkeit auf der jungen, schönen Frau, deren feines, rosiges Gesicht von fleischwarzem Haarc umrahmt war, während die Augen jenes schöne, klare Blau zeigten, wie man es nur bei ausgeprochenen Blondinen, sehr selten aber bei brünetten Frauen findet.
 „Ich finde überhaupt das Rechnen langweilig. Aber sag nun, wie viel du zusammengebracht hast . . .“ lächelte die junge Frau, leicht gähnd.
 „Hierzubei Marx . . .“ antwortete er mit einem Seufzer . . . „Aber wenn zwei Gänge und der Champagner wegfallen, nur zweihundertundsechzig Marx.“ fügte er in einem Tone bei, der wie eine Bitte klang. . . „Soll ich das freiden?“
 Ada ward das Köbchen zurück. „Aber, lieber Heinrich, ein feines Abendessen ist ohne fünf Gänge und Champagner nicht möglich. Schick du, Heinrich, hier liegen Abendessen für alle Monate, und sie tüpelt mit der roten Spitze des Fingerrings auf ein aufgeschlagenes Buch, und da heißt es:
 „Ein feines Abendessen im Februar: Suppe à la reine, Austern, Pasteten à la romaine, Geispalten Zander, Süßnertrische, Hirschkäse, Ananas-Speise, Dessert. Man giebt dazu Chablis, Rheinwein, Bordeaux und Champagner.“
 „Du siehst also, Heinrich, wenn wir ein feines Abendessen geben wollen . . .“
 „So geht es unter fünf Gängen und Champagner nicht.“ fiel Heinrich freudig ein, obwohl seine Nase schon ohnehin sehr in Anspruch genommen ist. Bei Ferrarri und Brindani habe ich noch nicht die alten Rechnungen besah, mit neuer zu borgen geht nicht, und ich weiß wahrhaftig nicht, woher ich das Geld nehmen soll.“
 „Aber, liebes Männchen,“ antwortete Ada, sich zärtlich an ihren Mann schmiegend und ihm die Wangen freilassend, „daß du mit mir nicht geizig, daß du das Geld aus deiner Hemdtasche jeden Tag erwarst.“
 „Merkwürdig,“ sagte er mit einer gewissen Bitterkeit, „die zweitausend Marx für den Verkauf des Felbes, den letzten Rest

meines väterlichen Erbschafts. Aber du weißt, Ada, ich wollte damit manches bezahlen. Wir haben Schulden, den Taximeter, deinen Schneider, die Putzmacherin, den Ferrarri und Brindani. Es bleiben mir kaum sechshundert Marx von dem Felde übrig.“
 „Lieber Mann, wir können doch unmöglich, wenn wir große Gesellschaft geben und Herrn und Frau v. Wertern, Hauptmann v. Schmid, Fräulein v. Herzfeld einladen, eine Suppe, Karstpfen und Kalbsbraten mit deinem leichten Mostel geben. Das schmeckt sich ja nicht. Dieses Fräulein v. Herzfeld! Du glaubst nicht, was für eine böse Zunge sie hat. Sie würde sich über uns lustig machen.“
 „Aber mein Gott, Ada, warum lödest du denn eine so kostbare Perle ein? So streiche sie doch von der Liste. Sollen wir denn ihr zu Gefallen ein paar hundert Marx mehr ausgeben?“ warf der junge Mann ein.
 Frau Ada sah ihren Mann mit großen Augen an. In ihrem reizenden Gesichtchen malten sich Anwillen, Verwunderung und Entsetzen.
 „Fräulein v. Herzfeld freiden? . . . Fräulein v. Herzfeld verheiratet in den besten Kreisen der Stadt, sie wird zu den feinsten Gesellschaften geladen. Es gehört zum guten Ton, Fräulein v. Herzfeld einzuladen. Ohne Fräulein v. Herzfeld geht es nicht.“
 „Nun meintheu, so lade sie ein,“ sagte der junge Mann unwillig, „die kostbare Ziergegenstände . . .“
 Lieber Ada's Auge lag ein dunkler Schatten und um ihren Mund zuckte es wie bei einem Kinde, dem das Weinen nahe ist.
 „Du verdienst mir doch jede Freude,“ schmollte sie, während ihre die Tränen in die Augen traten, „jedes Vergnügen verbittert du mir durch deine Klagen, Vermirrte . . .“
 „Aber, ich liebe es ein, du siehst mich nicht mehr.“ Und das Totschändel vor die Augen haltend und das Gesicht auf das Sopfbüschlein niederlegend, brach sie in Weinen und Schlägen aus.
 Der arme Heinrich! Er sollte seine theure Ada nicht lieben? Als der junge Mann die Tränen seiner Frau sah, ihr Schreien hörte, glaubte er wirklich, daß er ein hartbesigter, lauerbüschlicher Dramm sei.
 „Ada, süße liebe Ada,“ schmeichelte er, sich zu ihr niederlassend, und seine Wangen an ihren Kopf schmiegend. „Wie kannst du gleich so arger dir sein? Ich soll dir keine Freude gönnen, kein Vergnügen . . .“
 „Ja, liebe Ada, ich, der ich dich liebe, dich, die du mein bestes, süßes Weibchen bist . . . du bist recht,“ fuhr er fort, als er sie noch immer weinen hörte, „wenn man einmal ein feines Abendessen geben will, so geht das nicht unter fünf Gängen. Außerdem trinke ich auch gern ein Glas Champagner . . .“
 „Also, das ist abgemacht . . . heute ist Montag . . . morgen erwarste ich das Geld, und am Donnerstag ist unsere Gesellschaft. Sei ruhig, meine süße Ada, gib mir nun einen Kuß —“

Ada trocknete die Tränen und reichte ihrem Manne die Wangen, er aber küßte sie leidenschaftlich auf Mund und Stirn, und dann fuhren die beiden fort zu rechnen, wie hoch sich der Aufwand für ihr Fest stellen würde.
 Als sie damit fertig waren, ergab es sich, daß die Ausgaben fünfshundertundsechzig Marx betragen würden. Eine große Summe, aber es sollte auch eine große Gesellschaft gegeben werden. Fünfhundertsechzig bis dreißig Personen waren geladen.
 „Fünfhundertsechzig Marx,“ sagte der junge Mann, mit einem unterdrückten Seufzer sich von seinem Stuhl erhebend, „die Sache stimmt wie bei einer Kärnerrechnung.“ fügte er mit einem Aufzuge von Golgebuntem hinzu, „höfentlich bekomme ich das Geld von zu Hause. Denn in meiner Kasse habe ich kaum noch hundert Marx.“
 „Du wirst das Geld schon erhalten. Schrieb dir dein Vetter nicht, daß es am fünfzehnten Februar gegahst werden solle? Und heute ist schon der siebzehnte. Es muß jede Stunde kommen. — Nun, adieu, mein süßes Männchen,“ fügte Ada, als sie ihren Mann nach dem Ueberzieher greifen sah, hinzu, „du mußt auf dein Bureau . . . ich will mich antefinden und dann die Bestellungen besorgen. Ich will mich den Gefallen und schade mit einem Prospektentwurf von dem Sopfbüschel. Bei dem schlechten Wetter kann ich unmöglich zu Fuß gehen.“
 „Gewiß nicht, mein Kind,“ antwortete der junge Gatte zärtlich, „ich werde dir eine Prospekt senden. Aber nun adieu, ich habe heute viel zu thun, ich muß meine Rechnungen aufstellen. . .“
 Und er ging, während sie in ihr Schlafzimmer zurückkehrte, sich anzuleiden.

Als Heinrich auf die Straße kam, hüllte er sich tief in seinen Ueberzieher, dessen Kragen er hoch hinaufzog.
 Durch die Stadt setzte ein nekalter Wind, der bis auf das Mark die Menschen kühlte, lieb, um dem grauen Himmel wirbelte jener großstädtische Schnee geht, der sich an den Häusern zusammenballt, die Leute anguleiten läßt und das Pfalter mit einer schneeweißen, schilligen Masse bedeckt. Heinrich achtete weder auf den niederwirbelnden Schnee noch auf den rauhen Wind, kaum daß er auf die Straße, die ihm von diesem und jenem Bekannten beim Vorübergehen zugeworfen wurden, mit einem letzten Nicken oder schüchternen Linsen des Gutes antwortete.
 „Guten Morgen, Herr Baumeister,“ grüßte ihn ein junger, bestrahlter Herr mit blondem Schwärzhaar und einem roten Streifen über die Wangen — ein Denkerlein aus der Studentenzeit — von der Straßenseite her. „kommen Sie heute zum Frühstück zu Waldmann? Janosch's Pichorbräu dort.“
 Der Frager war Advokat Wüntler, ein guter Bekannter Heinrich's.

Der junge Baumeister schüttelte den Kopf.
 „Gabe keine Zeit heute,“ rief er dem Rechtsanwalt zu, „viel zu thun . . .“
 „Viel leicht morgen . . .“
 „Und dort eille er seinem unzufrieden mit sich selbst, daß er wieder so schnell gehen und den Wänschen Ada's nachzugehen hatte. Denn so, wie der Verkauf und Auszug dieses Streites zwischen den beiden jungen Gelehrten gewesen, so war es in allen Fällen. Er gab immer

nach, wenn Ada irgend etwas durchsetzen, irgend einen Wunsch befriedigen wollte. Und sie hat viel Wünsche, deren Befriedigung mit seinem Vermögen und Einkommen in keinem Verhältnis stand!
 Ada war die einzige Tochter eines höheren adeligen Regierungsbeamten, der ein gutes Gehalt, aber feines eigenes Vermögen besaß. Sein Einkommen war hinreichend gewesen, um ihn in der Provinzialstadt, in welcher er lebte, eine gesellschaftliche Rolle spielen zu lassen und Ada gründlich zu verwöhnen durch Gewährung aller ihrer Wünsche.
 Ada hatte Heinrich Kartmann, der Regierungsbaumeister war, in ihres Vaters Hause kennen gelernt. Heinrich war entzückt von dem reizenden Mädchen, und sie, die von den reichsten jungen Männern der Stadt umschwärmt Ada, erwiderte seine Liebe.
 Die Eltern wollten jedoch nicht ihre Zustimmung zu der Heirat mit dem jungen Baumeister, der kaum dreitausend Marx Gehalt und ein sehr kleines Vermögen besaß, geben. Aber das junge Mädchen legte auch hier seinen Willen durch.
 Und so wurde sie Heinrich's Frau. Ada und Heinrich wären das glücklichste Paar gewesen, wenn Ada ihre Bedürfnisse mehr in Einklang mit ihres Mannes Einkommen gebracht und Heinrich mehr Besinnlichkeit gehabt hätte.
 Heinrich liebte seine Frau zu leidenschaftlich, um ihren Willen entgegen zu können, ihr Tränen fließen zu sehen. Bei solcher Wirklichkeit war es gekommen, daß seine Ausgaben seine Einkommen weit überstiegen. Bis auf die paar tausend Marx, welche er noch aus seiner elterlichen Erbschaft zu erwarten, hatte Heinrich sich ganzes seines Vermögens in den wenigen Jahren seiner Verarbeitung zugeeignet und außerdem noch beträchtliche Schulden bei verschiedenen Lieferanten gemacht.
 Vor einem Vierteljahr hatte er auf Andringen Ada's eine neue große Wohnung in dem Westende der Stadt gemietet und sehr elegant ausstatten lassen.
 Natürlich mußten die Bekannten Ada's ihre Einrichtung bewundern, und das war ein Hauptgrund für sie, eine Heiratlichkeit zu veranlassen, wo sie alle ihre Verhältnisse und sich selbst in ihrem neuesten Schmuck als Herrin des Hauses beneiden lassen konnte. Das dieß Zeit fast so viel kostete, wie ein gemeinartliches Gehalt ihres Mannes betrug, darüber machte sie sich keine Sorgen.

Ada's Mann erwartete ja noch zweitausend Marx von seinem Erbteil, die schließlich eintreffen konnten, er hatte Ausichten auf eine Gehaltszulage — und außerdem spielte die junge Frau heimlich zwei Vögel in der Hinterzeit. Die Heiratung fand in den nächsten Tagen statt. Das Ada gewinnen mußte, war ihr außer Zweifel, und sie freute sich über das erwaunte Gesicht Heinrich's, wenn sie ihm die Banknoten überreichen würde. Was hatte es also für Noth?

In desto gedrückter Stimmung war Heinrich. Was sollte werden, wenn der letzte Rest seines Erbteiles aufgezehrt war? Seine Frau hatte kein Vermögen. Ihr Vater war vor einem Jahre gestorben, ohne etwas hinterlassen zu haben. Ada's Mutter lebte in einem Landhause, wohnen sie sich zurückgezogen, von ihrer Witwen-Pension, die eben nur für sie ausreichte. (Fortf. folgt.)

Bunte Zeitung.

Ein modern gewordenes indisches Drama. Daß das Drama „Wan-tan-ka“ oder wie es eigentlich heißt das „Thonbühnenstück“ — ein indisches Drama der Menschheit ist, wie früher angenommen wurde, ist eine Behauptung, die mit dem, was wir heute über dieses Stück wissen, nicht in Einklang steht. Daß es das älteste der uns erhaltenen indischen Dramen sei, ist allerdings vielfach von Indologen angenommen worden. Der Ausgangspunkt, der sich zu Gunsten dieser Annahme anführen läßt, ist die Vermuthung von dem griechischen Einfluß im indischen Drama. Es ist vornehmlich unser Drama, die Menschheit, in der man die meisten Analogie an Stücke der neuern antiken Komödie gefunden hat. Ist diese Annahme richtig, so ist man allerdings geneigt, in eine dem griechischen Einfluß nachfolgende Zeit zurückzugehen, also nicht später als das letzte vor- und das erste nachchristliche Jahrhundert. Es wird führt nun in der „Allg. Z.“ aus: „Es ist klar, daß man auch so nicht die Menschheit als älteste Drama der Menschheit nennen kann, sie ist auf jeden Fall um einige Jahrhunderte jünger als die Tragödien des Aeschylus oder die Komödien des Aristophanes. Inzwischen obige Annahme erweist sich amoch freizeitswegs des Restalles aller Indologen, man darf vielmehr sagen, daß die Weisheit derelben, und darunter einige von hervorragendem Rang, sich bisher absolut negativ ihr gegenüber gehalten haben. Stellen wir uns nun auf den Standpunkt der Gegner jenes griechischen Einflusses im indischen Drama, so fragt sich, welche Berechtigung wir dazu haben, in der Menschheit als älteste der uns erhaltenen indischen Dramen zu sehen. Ich kann gleich sagen: gar keine. Daß König Sudrata, dem im Prolog zu dem Stücke die Autorschaft zugeschrieben wird, in

Wirksamkeit nicht der Verfasser war, sondern daß er noch einer damals beliebten Sitte das Stück einem seiner Höflichkeit abgekauft hat, dürfte bekannt sein. Aber die verzeirliche Lage, in der sich die indische Chronologie bei dem gütlichen Mangel richtiger historischen Quellen noch befindet, macht es unmöglich, irgend etwas Sicheres über ihre Zeit auszusagen. Die Angaben im Prolog sind zu unbestimmter Natur und klingen zum Theil fast eegendarlich: er soll 100 Jahre und 10 Tage alt geworden sein, ein tapferer Krieger und ein gründlicher Gelehrter gewesen sein, seine Geburt vor seinem Tode selbst als einem Nachfolger eingestanden haben, ein großes Heldenstück (eine kostspielige Veranstaltung und darum immerhin erwünschenswert) durchgeführt haben und dann gestorben sein. Auf seinen Fall haben wir irgend einen Anhalt, einen der Könige gleichen Namens, von denen Sage und Geschichte in Indien berichten, mit ihm zu identifizieren. Von hier aus ist also nichts zu gewinnen. Wohl aber geht es sprachliche Momente, die es höchst wahrscheinlich machen, daß unser Drama nicht vor der Mitte des 3. oder dem Anfang des 4. Jahrhunderts nach Chr. G. verfaßt wurde. Vortat- anfrage hat man, wenn man sich nicht auf den oben besprochenen Standpunkt der Annahme eines griechischen Einflusses im indischen Drama stellt, gar kein Recht zu behaupten, die Menschheit ist älter oder jünger als z. B. die bekanteten Dramen Kallidona's; wir müssen uns vorläufig mit einem non liquet begnügen. Aber, wenn die Menschheit auch nicht das älteste indische Drama war, eine Reihe der dramatischen Kunst in Indien ist sie auf jeden Fall. Sie bietet nicht bloß sprachlich im Hinblick auf die vielen dort verwandten Prakrit-Dialekte) und kulturhistorisch dem Forscher viel Interessantes, sie wird stets den Sinn der Fremde, welche Poesie erlauden und erlernen. Und es wäre nur zu wünschen, daß nach der etwas häuslichen Uebersetzung des „Dichters“ Wohl sich eine kongeniale Poeten-

